

Peter Eisenberg

Leichte Sprache

Was Leichte Sprache genannt wird, ist eine Ausprägung des Deutschen, die sich am geschriebenen Standard orientiert, diesen aber in vieler Hinsicht als zu kompliziert für ihre Klientel ansieht. Leichte Sprache verwendet ausschließlich Wörter, Kategorien und Regeln, die es auch im Standarddeutschen gibt. Sie bleibt beschränkt auf das Geschriebene und richtet sich auf die Rezeption geschriebener Texte, auch wenn immer wieder einmal gefordert wird, sie zu einer Varietät im umfassenden Sinne zu machen, die auch gesprochen und von ihren Benutzern selbst geschrieben werden kann. Behauptungen, dass dies bereits möglich sei, gibt es natürlich. Bei realistischer Betrachtung ist Leichte Sprache eine künstlich entwickelte Reduktionsform des Geschriebenen Standards mit vergleichsweise harten Normierungen.

Am einflussreichsten, auch durch erfolgreiche Lobbyarbeit, ist das 2006 gegründete Netzwerk Leichte Sprache mit der Zielgruppe »Personen mit geistiger Behinderung oder mit Lernschwierigkeiten«. Im Jahr 2009 hat das Netzwerk ein Regelwerk für Leichte Sprache in Leichter Sprache vorgelegt, das vom Bundesministerium für Arbeit und Soziales 2013 in eine Broschüre übernommen und auch im Netz verfügbar gemacht wurde. Seitdem breiten sich Forderungen nach der Verwendung Leichter Sprache und diese selber schnell aus. Es gibt auch konkurrierende Regelwerke, etwa das von Inclusion Europe sowie das von BITV2.0 (»Barrierefreie-Informationstechnik-Verordnung«). Ein Problem für das Konzept selbst wird daran deutlich, dass die drei Regelwerke in lediglich 17 von den insgesamt 120 formulierten Regeln übereinstimmen, d. h. es besteht keineswegs Einigkeit darüber, was sprachlich unter Leichter Sprache zu verstehen sei. Woran das liegt, werden wir unten besprechen.

Verwendet wird auch der Begriff Einfache Sprache als eine Varietät, die irgendwo zwischen dem Standard und der Leichten Sprache liegt, d. h. die Obligationen sind geringer. Um einen Eindruck zu bekommen, was dabei inhaltlich und sprachlich herauskommt, höre man sich einmal die Zusammenfassung der Wochenereignisse in Einfacher Sprache an, die freitags nach den 20-Uhr-Nachrichten im Deutschlandfunk gesendet wird.

Die mit Abstand wichtigste Funktion Leichter Sprache besteht im Rahmen allgemeiner Forderungen nach gesellschaftlicher Teilhabe und Inklusion darin, sprachliche Partizipation zu sichern. Man bedient sich dabei teilweise rigoroser Metaphern von »sprachlicher Barrierefreiheit« bis zum »sprachlichen Rollator«. Die beste derzeit verfügbare Gesamtdarstellung des Gegenstandes findet sich in Ursula Bredel/Christiane Maaß: *Leichte Sprache. Theoretische Grundlagen, Orientierung für die Praxis*, 2016. Wir stützen uns teilweise auf diesen Titel, auch wenn seine Bewertungen andere als die hier vorgetragenen sind.

Regeln für die Realisierung Leichter Sprache betreffen alle Seiten geschriebener Texte. Das beginnt mit Schriftgröße und -type, setzt sich fort im Zeilenumbruch und der Ablehnung von Blocksatz, richtet sich aber vor allem auf Innersprachliches wie die Eigenschaften von Wörtern bis hin zur Morphologie und auf Eigenschaften von Sätzen, also ihre Syntax. Immer wieder ist von Verständlichkeit die Rede. Wörter sollen kurz, leicht verständlich, dem Alltagswortschatz nahe, keine Fremdwörter und keine Metaphern sein. Bleiben wir einen Moment bei dem letzten Punkt und werfen wir einen Blick auf einen kleinen Beispieltext.

»Mein Name ist Toni Hofreiter. Ich bin ein Politiker von den Grünen. Viele Leute haben bei den letzten Wahlen die Grünen und mich gewählt. Deshalb sitze ich jetzt im Deutschen Bundestag. Im Bundestag bin ich Vorsitzender von allen Grünen [sic] Abgeordneten. Dort werden wichtige Entscheidungen getroffen.« (Interpräsenz von Anton Hofreiter in Einfacher Sprache, verfügbar bis 18.4.2016).

Hofreiter oder seine Textverfasser meinen wohl, ihr Text sei metaphernfrei. Aber was bedeutet es, dass der Abgeordnete Hofreiter im Deutschen Bundestag sitzt? Die Grundbedeutung der alten Schicht von einfachen Präpositionen wie *in*, *vor*, *aus* ist eine lokale. Viele der Präpositionen haben sich aus Lokaladverbien entwickelt, die auf basalen Konzepten der Orientierung des Menschen im Raum beruhen. Aber der Bundestag ist kein Ort, in dem Toni sitzt, sonst könnte er den Grünen gar nicht vor-sitzen. Das Verb *sitzen* hat eine abstrakte Bedeutung, es ist metaphorisch gebraucht. Hofreiters Schreiber brauchen aber gar nicht nach einem Verb mit einfacherer Bedeutung zu suchen, das hier passen könnte. Sie würden nämlich keins finden, weil sich alle Verben ähnlich verhalten wie *sitzen*.

Und was die alten Präpositionen betrifft: Ihre Grundbedeutung ist lokal, aber seit Jahrhunderten haben sie auf Grundlage der lokalen abgeleitete temporale Bedeutungen entwickelt (*im Mittelalter*, *vor dem Mittelalter*, *aus dem Mittelalter*) und aus diesen kausale (*in Angst*, *vor Angst*, *aus Angst*). Sprachhistorisch gilt, was üblicherweise mit *post hoc ergo propter hoc* als Warnung vor unüberlegter Behauptung von Kausalität gemeint ist. Selbst unsere wichtigsten Kausalwörter *weil* und *wegen* weisen noch direkt auf die Herkunft von lokalen oder temporalen Begriffen. Was wir sehen, ist Metaphorik im Fundament der Sprache mit dem Ergebnis von Kausalität in hoher semantischer Differenziertheit: schlaue Sprache, schöne Sprache, an die man mit mechanischen Vereinfachungen nur zum Preis von Zerstörung herankommt.

Oder nehmen wir den Ausdruck *wichtige Entscheidungen treffen*. Wieder hat das Verb eine einfache lokale Grundbedeutung, ist aber eine Metapher, denn wer trifft hier wen? Und was muss man wissen, um ein Wort wie *Entscheidung* zu verstehen? Der legendäre Normalsprecher des Deutschen hat im aktiven Wortschatz des Gesprochenen vielleicht 8000 Wörter, dann ist er schon nicht schlecht, im Geschriebenen vielleicht 10000. Aber er versteht in geschriebenen Texten ungefähr 50000 Wörter, weil er sie im Kontext vorfindet und weil die weitaus überwiegende Zahl von ihnen morphologisch komplex ist, d. h. aus ihrer internen Struktur Rückschlüsse auf die Bedeutung zulässt.

Den Benutzern von Leichter Sprache wird eine solche Analysekompetenz von vornherein nicht zugetraut. Schon bei den einfachsten und verbreitetsten komplexen Wörtern des Deutschen, den zweigliedrigen Komposita vom Typ *Buchdeckel* oder *Mülleimer*, ist zu schreiben *Buch-Deckel*, *Müll-Eimer*. Das soll eine Verstehenshilfe sein, schlägt aber sämtliche Typen von Komposita über denselben analytischen Leisten, erzwingt zusätzliche Großschreibungen und zeigt, wie weit man auf die Rezeptionsseite fixiert ist. Die Benutzer von Leichter Sprache sollen das verstehen, was andere für sie hingeschrieben haben. Mehr sollen sie nicht.

Für die Syntax gibt es, durchaus unterschiedlich in den einzelnen Regelwerken differenziert, Forderungen wie Vermeidung des Genitivs, des Konjunktivs, des Passivs, von Nebensätzen, von Infinitkonstruktionen und von Verneinungen. Ob man mit dem Ausschluss derartig fundamentaler Kategorien überhaupt eine Sprache zurücklässt, in der man sich verständlich ausdrücken kann, ist die eine Frage. Die andere ist, was sich beim Verbot jeder einzelnen solcher Kategorien konkret ergibt. Bleiben wir einen Moment beim Genitiv.

Auf dem Gymnasium hat man uns beigebracht, der Genitiv sei der Kasus der Gebildeten. In der aktuellen populären Sprachkritik wird ihm regelmäßig ein baldiges Ende prophezeit. Nachreden solcher Art genügen offenbar, um den Genitiv zu stigmatisieren. Kürzlich wurde ich gebeten, einem Syrer, der zu Hause als Lehrer gearbeitet hat, Form und Gebrauch des Dativs im Deutschen zu erklären. Dieser Kasus sei für ihn besonders schwierig und schwieriger als der Genitiv. Der Mann hat recht. Der Genitiv ist der formal am besten markierte Kasus des Deutschen und seine Hauptverwendung als Attribut ist ebenso häufig wie transparent. Wie kann man überhaupt auf die Idee kommen, einen Ausdruck wie *die Wahl von der Bundes-Kanzlerin* für einfacher zu halten als *die Wahl der Bundeskanzlerin* und *Karls Auto* für schwieriger zu halten als *das Auto von Karl*? Mit dem Genitivattribut wird den Benutzern von Leichter Sprache der wohl wichtigste Attributtyp des Gegenwartsdeutschen vorenthalten. Es zeugt nicht von Weitblick, wenn man sich an ihm vergreift.

Was gerade an wenigen einfachen Beispielen demonstriert wurde, lässt sich verallgemeinern. Die Regeln für das Schreiben in Leichter Sprache lassen sich nicht zu einer Gebrauchsnorm zusammenfassen, der man mechanisch folgen könnte. Die stigmatisierten Konstruktionen und semantischen Eigenschaften von Wörtern und Wendungen fügen sich einer solchen Norm nicht. Sicher: Man kann sie alle so verwenden, dass ein Text unverständlich wird. Was wird dem Deutschen mindestens seit dem Pamphlet von Mark Twain hinterhergeredet! Dabei wissen wir längst, dass etwa die Satzklammer und die Endstellung des Finitums im Nebensatz unbestreitbare Vorteile etwa im Vergleich zum Englischen mit sich bringen, das alle Sätze gleich strukturiert. Und natürlich hat auch das Englische starke Seiten, über die das Deutsche nicht verfügt. Wer verständlich formulieren will, ist umso besser dran, je vollständiger er die Möglichkeiten seiner Sprache kennt und beherrscht. Das ist unbequem. Es macht den Umgang mit Leichter Sprache kompliziert, was aber nicht ins Bild ihrer Verfechter passt. Und damit sind wir beim eigentlichen Problem, das eine Sprachreduktion der beschriebenen Art mit sich bringt.

Ein Recht auf barrierefreie Kommunikation wird längst nicht nur auf nationaler, sondern auch auf europäischer und globaler Ebene eingeklagt (UN-Behindertenkonvention, Vereinigung Inclusion Europe, Bundesvereinigung Lebenshilfe e.V., Behindertengleichstellungsgesetz). Kaum jemand wird sich angesichts der Komplexität des öffentlichen Sprachgebrauchs, der Spezialisierung von Diskurstypen und der Vielfalt von Textkonventionen einem solchen Anliegen generell verschließen. Aber mit der Institutionalisierung und insbesondere der behördlichen Vereinnahmung von etwas wie Leichter Sprache besteht die Gefahr, dass das eigentliche Ziel des muttersprachlichen Unterrichts an allgemeinbildenden Schulen, die Beherrschung der Standardsprache als konstitutiv für eine literale Gesellschaft, gar nicht mehr Konsens ist. Was wir als Folge des unüberlegten staatlichen Eingriffs in die gewachsene Orthografie des Deutschen erlebt haben und permanent weiter erleben, könnte sich hier wiederholen: »Die Forderung nach leichter Sprache ist nichts anderes als Teil eines fadenscheinigen Programms zur Absenkung des Standards.« (Josef Bayer, *Kühn und Ahnungslos: Die grüne Kampagne für »Leichte Sprache«*, 30.1.2016, www).

In der Tat hat sich auch dieser Ansatz längst verselbständigt und ist seinen Initiatoren entglitten. Einige Verfechter von Leichter Sprache meinen, ungefähr vierzig Prozent der Erwachsenen könnten zu den Adressaten gehören (*Der Spiegel* 29/2016, 128). Kulturbehörden schreiben vor, dass bestimmte Texte wie die in Museen oder Ausstellungen oder in von staatlicher Seite vertriebenen Broschüren auch oder ausschließlich in Leichter Sprache verfasst sein müssen. Es gibt das Berufsbild eines Übersetzers in Leichte Sprache, mit dem Thema wird richtig Geld verdient. Und seit der Bundestagswahl von 2013 ist Leichte Sprache endgültig in der Politik angekommen. Texte mit erheblicher öffentlicher Reichweite wie Wahlprogramme in Leichter Sprache bürgern sich ein. Zur Landtagswahl in Baden-Württemberg vom März 2016 haben fast alle Parteien solche Texte herausgebracht, wobei die Originalprogramme im Netz vielfach ohne Zögern nicht einer ›Normal‹- sondern einer ›schweren Sprache‹ zugeordnet werden, von denen es aber auch heißt, nur sie seien verbindlich.

Verbreitet sich die Leichte Sprache weiter wie in den vergangenen Jahren in der Öffentlichkeit – und das heißt über ihre eigentliche Zielgruppe hinaus –, dann werden sich viele Sprecher schon aus Bequemlichkeit an sie gewöhnen. Das Streben nach einer möglichst standardnahen Sprachverwendung wird abnehmen mit der Folge einer Spaltung in Sprechergruppen, denen der Standard mit seinen Grenzüberschreitungen wie in der Literatursprache zur Verfügung steht, und denen, die sich mit Leichter Sprache begnügen müssen.

Ein Wort noch zur Literatursprache. Ihre Grenzüberschreitungen leben vom Maß, das der Standard setzt. Ohne dieses Maß wären sie gar nicht als solche erkennbar. Weil eine Sprache wie das Deutsche über einen gesicherten Standard verfügt, ist die Verwendung von Sprache an dessen Grenzen im Werk von Schriftstellern wie Robert Walser, Else Lasker-Schüler, Arno Holz, Reinhard Jirgl, aber auch von Bertolt Brecht, Heiner Müller und vielen anderen, Teil eines sprachlichen Könnens

und Bemühens. Niemand wird das Recht der schönen Literatur, so zu verfahren, in Frage stellen. Dasselbe gilt für den Versuch des Schriftstellers Kristof Magnusson, aus den Begrenzungen Leichter Sprache literarisch einiges zu machen (FAZ, 4.1.2014, 9). So einen Versuch als positive Erfahrung und deshalb als Plädoyer für Leichte Sprache hinzustellen, wie Magnusson es tut, geht allerdings vollständig an den Problemen vorbei. Sein Versuch ist einer von vielen in der schönen Literatur zu kreativem Umgang mit Sprache. Die Verwendung Leichter Sprache im Sinne sprachlicher Partizipation ist dagegen an rigide sprachliche Normen gebunden.

Die Verwendung immer gleicher Konstruktionen und Wendungen ist zwar kognitiv entlastend, führt aber zwangsläufig zu sprachlicher Unselbständigkeit. Wir leben sowieso mit viel zu vielen Sprachschablonen, gerade in der Sprache der Politik, und sollten sie nicht auch noch zum Programm erheben. Es bleibt dabei: Verständlichkeit und mechanische Sprachsimplifizierung sind und bleiben generell zwei Paar Schuhe. Nur Kenner und Könner wie erfahrene Deutschlehrer, die ebenso etwas von der Sprache wie etwas von ihrer Vermittlung verstehen, sollten sich der Etablierung besonders verständlicher Sprachformen widmen. Nur sie sollten sich in aller Bescheidenheit darüber Gedanken machen, wie den Personen, die unter sprachlicher Behinderung zu leiden haben, möglichst viel von einer Sprache mit universeller Reichweite zugänglich gemacht werden kann.

